

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

11) Eine Seegegeschichte von Peter Egge.
Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Drausewetter.

VIII.

Einige Stunden später war der Himmel wieder klar. Die Wolken hatten sich unten am westlichen Horizont gesammelt: eine Masse glühender Brände, die nach und nach erloschen, während die dunkelgrünen Bogen sie in vielen kurzen, glitzernden Blinken widerspiegelten.

Eine Weile, nachdem die letzte Gluth erloschen, sank die Asche zu einem grauen Streifen zusammen. Die Dunkelheit trat sehr schnell ein, und Himmel und Meer wechselten die Farbe. Große, weiße Sterne traten an dem dunkelblauen Gewölbe hervor. Das Meer, das kleine Wellchen hatte, bekam helle Streifen. Aber der Luftraum war ein traumschwangeres Dunkel, das kühlend wirkte nach dem heißen Tage.

Benn ging nach seinem Kopfkissen und legte sich auf eine alte Matte an Backbord nieder. Schon mehrere Wochen hatten die Leute wegen der schrecklichen Hitze nicht in den Kojen oder in Kojendecken liegen können. Sie schliefen gern unter freiem Himmel, auf dem Roofdach oder unter der Deck.

Benn wälzte sich auf dem Rücken herum und starrte in das leuchtende Sternengewimmel hinauf. Je länger er hinsah, desto mehr wurden ihrer, und desto heller ihr Glanz. Und das Meer wiegte ihn weich und sanft und summete seine monotone Weise dazu, wunderbar ergreifend, bezaubernd. Er hatte in diesem Augenblick eine unbestimmte Ahnung, daß er sich einst, wie sehr er jetzt auch das Seeleben verabscheute, danach zurückkehren würde, nach dem Meer in den stillen Nächten, an klaren Tagen, zum Meer in Freude, in Trauer und Noth. Er verlieh seinen Gedanken nicht einmal in seinem Innern Worte; er ließ sich nur in etwas Süßschmerzliches hineingleiten, in etwas, dem er nicht widerstehen konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Er legte sich auf die Seite und schloß die Augen. Die Thränen perlten in ihnen hervor, und er ließ sie fließen, wie sie wollten, über das Gesicht und den Hals herab... Liebe, gute Mutter... ich habe keinen größeren Wunsch, als daß Du verstehen möchtest, was ich nun fühle... ich bin nicht mehr derselbe, siehst Du, wie damals, als ich von Hause fortreiste, vor ein paar Monaten... Du lächelst; aber ich bin doch nicht mehr derselbe... Ich bereue, nicht gerade, weil ich bestraft wurde... aber ich bereue... vielleicht, weil ich Dich betrübte. Heute bin ich so froh gewesen... Jemand ist gegen mich gut gewesen, wie Du es immer warst... Ach, ich hätte Lust, ihr zu danken... ganz still auf den Knien zu ihr hin zu kriechen, dort, wo sie sitzt, und die Wange ganz leicht an ihr Knie zu schmiegen... ohne mich dagegen zu drücken, versteht Du... nur weil sie so gut ist, so gut, wie Du... Liebe, liebe Mutter, Dich würde es erfreuen, wenn ich es thäte... Ich weiß, Du sagst: sei gut auch gegen sie und auch gegen alle diejenigen, die Dir nichts Gutes gethan haben... Ach, Mutter, wenn ich sie doch froh machen könnte, denn auch sie ist nicht glücklich...

„Du schläfst nicht, Benn. Woran denkst Du?“
Es war Dibind, der Wache hatte.
Benn drehte sich auf den Rücken herum und blickte hinauf. Die Sterne flossen ihm in Folge der Thränen ineinander.
„Woran denkst Du?“ murmelte Benn, um etwas zu sagen.

Dibind setzte sich auf das Deck und sagte flüsternd: „An die Schiffersfrau. Ist sie etwa nicht schön?“
Benn antwortete nicht.

„Allzu schön für einen Seemann,“ murmelte Dibind.
Kleine Pause.

„Du findest sie vielleicht nicht besonders hübsch, Du?“
hub er wieder an.

„O doch!“
Dibind schwieg und dachte: „Er ist wohl so an seine, schöne Damen gewöhnt.“

Benn legte sich auf die Seite herum schloß die Augen und

wünschte, schlafen zu können. Er fühlte, den Faden in seinem Brief an die Mutter würde er doch nicht wiederfinden. —

IX.

Die warmen Tage und die sanft kühlenden Nächte folgten einander im Passat so regelmäßig, wie die Bogenschläge in einer stillen Nacht auf dem Meere.

Der Junge lebte sein eigenes Leben. Er war mit seiner Verliebtheit beschäftigt und mit seinen Briefen an die Mutter. Sie kamen bisweilen über ihn wie eine Inspiration, wenn er allein am Steuer oder auf Auslug stand, und sie wurden oft zu einer warmen Lobrede auf Frau Merry. Er wußte, daß er so nicht an seine Mutter schreiben konnte; aber so hätte er am liebsten geschrieben. Seine Verliebtheit bereitet ihm mehr Freude als Trauer. Ein Lächeln oder freundliches Nicken von ihr genügte, um ihn für einen ganzen Tag froh und heiter zu machen.

Etwas anderes, das ihn auch in dieser Zeit beschäftigte, war die Natur. Es war, als wenn eine neue Fähigkeit in ihm emporgewachsen wäre, oder als wenn eine wenig entwickelte einen kräftigen Stoß vorwärts erhalten hätte. Manchmal stand er ganz ergriffen und starrte auf das Meer hinaus.

Da gab es Nächte mit dem gespensterhaften Schein des Mondes über der Himmelswölbung oben und über dem Meere unten, gleich einem unheimlichen Gespenst bewegte sich der Ausluger vorn auf der Deck hin und her. Das Tafelwerk und die Keeling zeichneten ihre schwarzen Silhouetten auf der See neben dem Schiff ab, und diese halbe Schute segelte lautlos dahin, ohne abzufallen oder vorbeizueilen.

Und dann gab es Nächte ohne Mond und Sterne. Das kalte, blanke Perlmutter des Meeres durchschnitten schwarze, geheimnißvolle Furchen. Aber rings um die Schutenwände glitzerte das silberweiße Meerleuchten, eine tiefe, schäumende Feuermasse. Vorn auf Lubward sprühten große Funken hinein, fielen rieselnd aufs Deck, zerbarsten, und es sprangen viele ganz kleine Fünkchen wie leuchtende Johanniskörner nach Lee hinüber.

Es gab Tage mit Sturm und Tage mit Stille, Tage mit weiß und blau und grau. —

„Seht den Bann, wie er da wieder steht und glockt,“ rief Jotum. Benn schlug sogleich den Blick nieder.

„Er glaubt, wir haben bald Land,“ meinte Jens Christian, der eine sehr geringe Meinung von Bann's Verstand hatte.

„No, er glaubt sin Moder kommt auf dem Steamer.“
Der Engländer zeigte hinaus, als sähe er ein Dampfschiff am Horizont. Einer seiner Kameraden gaffte in der Richtung hinaus, in die er zeigte und Tom rief:

„Seht, der erwartet ooch sin Moder auf dem Steamer,“ und lachte in seiner heisern Weise.

„Rein, Benn bewundert die Schönheit der Natur, aber davon versteht Ihr Thranjaden natürlich nichts“, sagte Jotum höhnisch und mit gemacht wichtiger Miene.

„Teufel auch!“ murmelte Jens Christian. —

Eines Morgens auf Tagwache. Die Sonne stieg roth und rund, groß und strahlend aus der Tiefe empor. Das Meer und die Wolken flossen in Feuer und Blut, und der ganze Osten war ein einziger großer, brennender Krater. Eine matte Brise füllte die Segel, und die aufgehende Sonne goß eine eigenthümliche braunrothe Farbe über sie aus, sodas sie lohfarben zu sein schienen.

Die ganze Wache bis auf den Steuerer spülte Deck. Die Leute hatten die Hosen aufgetrempelt bis zu den Knien und platschten barfuß in dem lauen Wasser umher. Das Straken der Schrubber und das Spülwasser, das durch die Speigatten in die See hinaus lief, war der einzige Lärm an Bord.

„Benn, geh' in meine Kammer und hole zwei Schiffsbesen. Von den kleinen, Du weißt, die wir dazu gebrauchen, um die Malerei und das Glas abzutrocknen. Mach' aber keine nassen Flecke auf den Boden und geh' leise, sodas Du niemand weckst,“ sagte der Steuermann. Er hielt Benn an der Blouse fest, damit er nicht davonlaufen sollte, bevor er alles gehört hätte.

Benn ging und trat so leise wie möglich in die Messe. Die Thüren zu den verschiedenen Kabinen waren verschlossen, ausgenommen diejenige, welche zu der des Steuermannes

führte. Der Junge hörte die schweren Athemzüge der Schlafenden durch die dünnen Wände und das laute Ticken der Uhr oben im Oberlichtfenster.

Dann ging er in die Kabine hinein. Während er noch nach den Schiffsbefehl suchte, wurde langsam und still eine Thüre geöffnet. Er guckte durch die Thürspalte und sah die Frau des Kapitäns den Kopf in die Messe hineinstecken, als wollte sie sich vergewissern, daß sich dort niemand aufhielt. Dann trat sie rasch, aber vorsichtig mit einem Wasserglase in der Hand herein. Der Junge stand, ohne sich zu rühren, mit zurückgehaltenem Athem. Sie goß sich aus einer Karaffe, die auf einem Brett am Besanmast stand, Wasser ein. Ihr üppiges, schwarzes Haar wurde von einem Netz hinten im Nacken zusammengehalten, während ein Theil unordentlich über die Stirn und zu den schlaftrunkenen Augen hinab hing. Ihre weiße Nachtsacke hatte einen breiten Einsatz von weißen Spitzen über der Brust, und ihr weiches volles Kinn ruhte anmuthig auf den Spitzen. Der Unterrock war kohlschwarz und reichte nur bis unters Knie. Ihre nackten Füße steckten in rothen Pantoffeln.

Der Junge sah sie schnell ein Glas austrinken und sich ein neues einschenken, das sie in drei bis vier langsamen Zügen leerte. Dann verschwand sie durch die Kajütenthüre, so still, wie sie gekommen war, und der Junge hörte nichts weiter, als die schweren Athemzüge der Schlafenden und das scharfe Ticken oben im Oberlichtfenster.

Noch eine Weile blieb er klopfenden Herzens stehen, als erwartete er, sie sollte wieder kommen. Dann entsann er sich seines Auftrages, ergriff die Besen, schlich sich schnell davon und riß aus Versehen mit der einen Hand eine Karte vom Speisetisch herab. Das Geräusch jagte ihm Schreck ein. Er stürzte hinaus, als hätte er ein wildes Thier sich erheben gehört, um ihm nachzusetzen. Die Thüre fiel krachend zu, und er kam athemlos und mit blutigrothem Gesicht auf Deck hinaus. — —

Die Tage darauf . . .

Sie war ihm durch diese Szene gleichsam näher gekommen. Er kannte sie nun besser, als früher. Sie stand ihm nicht mehr so fern als die feine, hübsche Dame, in die er sich verliebt hatte. Ein Lächeln oder ein freundliches Nicken von ihr machte ihn noch froh und warm; aber es genügte ihm nicht mehr. Seine Verliebtheit wurde eine nervöse Unruhe, eine schmerzliche Sehnsucht nach ihr. Sie brachte ihn gegen die Kameraden auf, gegen sich selbst und sogar gegen sie.

(Fortsetzung folgt.)

Bum Ersten Mai.

Frei auf zur Maienfreude! Die Sonne hat uns die lange, lange Zeit über nicht verwöhnt. Nun aber scheint es, als hätte auch sie ihre neubelebende Kraft nicht länger mehr griesgrämig verschließen wollen. Die Fruchtbäume sind mit voller Blüthenpracht besät; auf den Bierplätzen schießt das Grün in die Höhe, das trotz des übermildten Winters so lange auf sich harren ließ. Bis in die einförmigen Vorstädte hinaus wirkt das Leuchten und Flimmern des Frühlings.

In der Enge der Großstadt können wir nicht die hochstämmigen Maienbäume aufbauen, sie mit Fahnen umwinden und sie umtanzen. Die Entwicklung, die uns in die frohn Körperlicher wie geistiger Ueberspannung gebannt hat, räumte auch mit der heiteren und gemüthvollen Naturhymbolik auf. Nicht einmal die geistlichen Eiferer in Zeiten asketischer Zerkümmern vermochten die lebendigste Freude, die einzige, die dem Menschen ewig treu bleibt, die Freude an der Wiedergeburt in der Natur, am wachsenden Licht, an der wärmenden Sonne so zu unterdrücken, als der stumpfe Mammonismus es vermochte. Aus den dumpfen Klosterhöhlen heraus drängte es zur Feier der Majales. Sörige Landleute durften aufjauchzen. Es kam doch Farbe in die Einförmigkeit ihres Lebens; kein Herrenwahn und kein kirchlicher Zelotismus ging so weit, die Massen in ewiger Gebundenheit halten zu wollen und ihnen kein Aufatmen zu gönnen. Das war so bei aller überflüssigen Kraft und Nothheit des feudalen Junkerthums.

Bei den Nachfolgern derselben feudalen Welt und bei jenen Gehilfen, die ihr gerne Vorpanndienste leisten, hat der Herrenwahn eine andere Färbung erhalten. Die Schwachen sollen niemals zum Lichte drängen. Man hat sich in gewissem Sinne die Lehre vom herrlichen Uebermenschtum zu Ruhe gemacht und predigt das höhnungslose Niederhalten der Schwachen; darunter verstehen sie die wirtschaftlich beeinträchtigten Massen. Und wenn man diese aristokratischen Kraftmeier sich bei Lichte beseht, welche Aufgeblähtheit oft und welche geistige Wirrnis findet man bei ihnen.

Aber in unseren Zeitläuften und in unserer Welt hat man sich

daran gewöhnt, den Dingen mit der schärfen Leuchte wissenschaftlicher Erkenntnis auf den Grund zu sehen. Es sind Gespenster, die in uns umgingen, geschwunden; wenn Fürsten über die Weltbühne schreiten, erschauern die Völker nicht mehr; und wo wären die Zauberer, die heutzutage eine neu werdende Menschheit in Angst und Bangen erhielten?

Es ist ein Lieblingsvorwurf, der den Sozialismus von seinen Gegnern trifft, daß er das individuelle Dasein zu zerstören drohe. Nichts ist bezeichnender für die geistige Verwirrung unserer Herrenmenschen, als dieser logische Fehlsprung. Sie haben entrechtet, sie haben zu Arbeitsklaven gemacht in den Fabriken, wie in den Bergwerken, auf dem Landboden, wie in den Häusermeeren der Großstädte. Sie haben tausende und abertausende individueller Keime, die in freier Naturentfaltung gedeihen wären, zerstört; denn sie sind geizig und die Natur ist freigebig und reich. Und sie sprechen und predigen von Zerstörung des Individuums. Sie erkunden sich die Theorie von der unheimlichen Bestie, der Masse, die in Fesseln gehalten werden müsse; denn entfesselt sei sie eine Kulturgefahr. Sie sind gierig bereit, noch die winzigsten individuellen Rechte, wie die freie Bewegung von Ort zu Ort niederzutreten und so aus ungezählten menschlichen Existenzen einen Massenbrei zu schaffen und sie verständig einen Kulturuntergang, wenn der Sozialismus steigt!

Zu spät! Die drohende Grimasse schreit nicht mehr! Die Menschen lassen sich nicht mehr zu einem Dreck zusammenstampfen. Ein Licht ist entzündet; und bläht eine der Waden auf, daß sie plagen möchten, dies Licht wird er nicht mehr ausblasen. Immer zahlreicher werden die Reihen derer, die ihr Menschenrecht erkennen, ihrer individuellen Persönlichkeit sich bewußt werden. Als Prometheus den Menschen das Feuer brachte, hatten auch die Götter keine Macht mehr, ihnen die neue Kenntniß wieder zu nehmen. Das Feuer blieb bei den Menschen.

Man kann heute keine geheimen Priesterbünde und keine mystischen Zirkel gründen, in denen Erkenntniß und Wissenschaft vor der übrigen profanen Menge streng gewahrt bleibe. Man konnte es im Grunde niemals absolut so halten. Dem heute ist das Leben keine Kunst, sondern eine allgemeine Nothwendigkeit. Errungen ist der Grundsatz der Freizügigkeit, errungen bei dem Einzelnen in der Masse die Ueberzeugung von seinem allgemeinen Bürgerrecht; und immer klarer wird es, daß der Einzelne die Errungenschaften, die ihm geworden, um so tapferer verteidigen kann, je stärker die Organisation ist, in der er steht.

Diese Erkenntniß und Empfindungen kann man nicht mehr niederkämpfen und nicht rauben. Gewiß, man kann hemmend eingreifen wollen; um zu überwinden, müßte man aber eine Allig verzagte, stumpf-entgegense, pessimistische Gesellschaft vor sich haben.

Die sozialistische Erkenntnis aber drängt nach vorwärts; auf ihrem Grunde ruht die Hoffnung. Sollte der Sozialismus die Leute entsagen lehren, er rüthe zur Weltflucht und Ergebenheit. Er aber ist des trohigen Optimismus voll und erdenfro. Er weiß, daß auf winterliche Starre neues Keimen und Grünen folgt. Er ist bereit, und freudig bereit, das Erbe einer allmählig versinkenden Gesellschaft zu empfangen und zu verwalten. Und diese innere Freudigkeit ist es, die den proletarischen Maiestag schuf. Ein Stüd der alten Naturhymbolik, der alten poetischen Empfindung verbündet sich in ihm mit zukunftsfroher, geistiger Erkenntnis. Er ist ein gemeinsames Gelöbniß, nicht zu verzagen, ein Aufsporn, das Erlannte kämpfend zu behändigen.

Manchmal hat man über das Maifest gewißelt und gespöttelt und die neumal Klugen fragten: Wo bleiben nun die gewaltigen Massendemonstrationen? So hat man auch gewißelt, als die Sozialdemokratie nach außen hin erst wenige parlamentarische Vertreter hatte und Hindernisse wegzuräumen waren, die heute schon hinter uns liegen. Man hat alle vorhandenen Machtmittel wider das Maifest in Bewegung gesetzt, man hat instinktiv empfunden: hier hat sich das Proletariat ein neues Sinnbild seiner Hoffnungen erschaffen, und darum die schroffe Empörung über die Maifeier. Man wird aber das Sinnbild in seiner zukunftsreichen Heiterkeit doch nicht todschlagen können, wenn man noch so viele Schwierigkeiten in den Weg legt. Nach der Volkslage werfen die Kobolde mit Steinen nach dem Acker, damit er dürr bleibe; wenn aber die starke Fruchtbarkeit sich in ihm regt, wird er der Steine Herr. Man kann Chitanen üben, aber dem Funken nicht verbieten, daß er von Seele zu Seele zünde.

Es ist kein Zufall, daß sich an das Maiensinnbild des Proletariats bestimmte Forderungen, bestimmte Anschauungen von kommender Entwicklung knüpfen. Das ist eben ein Gelöbniß mehr, nicht zu rasen, und ein Ausdruck der Hoffnung, zu erreichen, was man sich vorgesetzt hat.

Ein neues Kämpfen, eine neue Willensumgebung und ein erneuter Protest wider die Herren, die schon so oft mit der Sozialdemokratie austräumen wollten und an ihrem Geist doch zerickelten, steht bevor. Die diesmalige Maifeier wird sicherlich das Gemeinschaftsgefühl beleben. Je energischer der Protest ausfällt, um so lebhafter ist die Wirkung, die vom deutschen auf das ausländische Kampfsproletariat ausgeht.

Wer für eine fröhlichere Zukunft einsteht, wird auch mit freudigerer Entschlossenheit streiten. Die Unvollkommenheiten, die allen menschlichen Dingen anhaften, werden nicht wett gemacht, wenn man die Hände in den Schooß legt und jammert: Ach die Welt, die elende, wird einmal nicht anders. Man soll jungen Ahnungen vertrauen, wie der dampfende Boden im Mai der Morgensonne vertraut.

Es hat sich so vieles und so gründlich in der menschlichen Welt geändert, daß es ein Zeichen krankhafter Ohnmacht wäre, an der Zukunft zu verzweifeln. Manchen harten Strauß hat es gegolten, mancher Weg wurde im mühseligen Nidzack aufwärts führen, aber die geistigen Befreiungsthaten gelangen am Ende doch.

Freilich ohne Opfer, ohne Tapferkeit und vor allen Dingen ohne Arbeit nicht. Zu wissen allein genügt noch nicht für die Entwicklung. Man muß auch mittheilen und bekennen. Ein weltkundiger Spanier, der berühmte Balthasar Gracian, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts geboren wurde und klassische Aphorismen schrieb, sagt an einer Stelle: „Wissenschaft und Tapferkeit bauen die Größe auf. Sie machen unsterblich, weil sie sind. Jeder ist so viel, als er weiß und der Wissende vermag. Ein Mensch ohne Kenntniß: Eine Welt im Finstern. Einsicht und Kraft: Augen und Hände. Ohne Muth ist das Wissen unfruchtbar.“

Alpha.

Kleines Feuilleton.

—st. **Rothe Wellen.** Unter den hohen Stämmen des Föhrenwaldes wurde es kühler. Die abendlichen Schatten tauchten hier und da aus den dunklen Wachholderbüschen auf, und die Formen der Stämme schienen ineinander zu fließen. Es war so still und drückend, so schweigend unter den Büschelkronen. Selbst den Schall der Tritte eines einsamen Wanderers saugte der mit todtten Nieferrnadeln gepolsterte Waldboden auf. Der Mann ging langsam, wie wenn ihn seine Füße schmerzten. Es war ein gebeugter Mann, der den knickenden Gang der Bäder hatte. Auch seine Kleidung verrieth, trotzdem der weiße Mehlstaub schon lange abgeseuert oder von Erde und Sand überzogen war, immer noch den Bäder. Der Mann war noch nicht alt, nur war seine Gestalt und sein Bild gebrochen. Seine Haare waren fast silbig, so vernachlässigt hatte er sie.

Plötzlich lüchtete sich der Wald. Hinter einer niedrigen Schomung, deren frische Triebe schon handhoch emporgeschossen waren, zog ein mächtig breiter Fluß vorbei. Als der Wanderer an das Ufer kam, verlor er drüber die Sonne hinter den Baumkronen. Die dunklen Wolkenscheitern glühten. Selbst die Luft war von der Röthe des Sonnenunterganges erfüllt. Um die Stämme und durch die dunklen Zweige, von denen sich einzelne Sträucher in ihrem frischen Laub hell abhoben, zog ein röthlicher Dunst. Die Wellen des Flusses, auf dem ein weißer Personendampfer sich aufwärts arbeitete, wallten wie Blutströme vorbei. Sie drängten sich wüthig dahin. Das Flußbett schien ihnen zu klein zu sein. Sie schoben und drückten sich gegenseitig, ein Einbild der Kraft, die milde, aber unerbittlich vorwärts geht.

An der Stelle, wo der Wanderer stand, machte der Strom eine Biegung. Aufwärts ragten dicht am Fluße die nackten, rauchgeschwärtzen Mauern einer Fabrik. Stromabwärts zogen sich eine Reihe Sommergärten hin, ihre gelben Tische waren dicht besetzt, hier und da wehten rothe Fahnen. Abgerissene Töne der Fröhlichkeit trug der kühle Abendwind herüber. Vor einer Erhöhung zog sich eine dicke Menge zusammen. Mit einem Male klang es, als der Wind eine Minute herüberwehte:

„Ein Sohn des Volkes will ich sein — und — bleiben!“

Der Wind mußte eine andere Richtung genommen haben, die Töne brachen ab. Der Wanderer schauerte zusammen — die Arbeiter feierten heute den ersten Mai. Es war noch nicht lange her, da hatte er deshalb Leute entlassen. Und als es ihnen schlecht ging, da hatte er gesagt: „Jeder ist seines Glüdes Schmied!“ Und seine Freunde feierten ihn als den tüchtigsten Meister — bis sein Geschäft nicht mehr gehen wollte, und er ohne einen Pfennig hinaus mußte. Da sagten sie: „Jeder ist seines Glüdes Schmied!“ und freuten sich, einen Konkurrenten weniger zu haben.

Keiner wollte ihn, den ehemaligen Selbständigen, als Bäder beschäftigen. Und zu einer anderen Arbeit dünkte er sich zu gut. In die Fabrik gehen? Nein, mit den Fabrikarbeitern stellte er sich noch lange nicht auf eine Stufe. Auf den Bau? Mit den Bauarbeitern wollte er erst recht nichts zu thun haben; die waren ihm viel zu derb und rüchichtslos. Und das Andere? Nein, das war alles nichts für ihn. Er brauchte sich nicht so befehlen zu lassen. Er verstand ja etwas Besseres, hatte ja selbst befohlen. Schließlich war er verbummelt und hatte schon Chauffeeersteine karren müssen. Aber er wollte immer noch nicht andere Arbeit annehmen. Er war sich immer noch zu gut dazu.

In diesem Augenblick, als er jenseits die vielen gepuderten Menschen sah, die sich alle vergnügten, als er zu den Eingängen der Lokale unaufhörlich neue Menschenmassen hereinströmen sah, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er zu ihnen gehöre, daß auch er einer von denen sei, die auf die Zukunft hoffen. Dort, jenseits der rothen Wellen, lag seine Zukunft —

—**Was ein Geschwader kostet.** Der Pariser „Gil Blas“ schreibt: Das Personal eines Panzerschiffes mittleren Tonnengehalts erheischt an Sold eine Monatsausgabe von etwa 30 000 Fr., das eines Kreuzers 6—7000, das eines Torpedo-Avisos 4000 Fr. Was die Verpflegung anlangt, so ist die Rechnung eine sehr leichte, da die Tagesration eines Matrosen an Brod mit 1,15 Fr. berechnet wird. Demnach kommt die Verpflegung der 600 Mann eines Panzerschiffes auf rund 21 000, die der 75 Mann eines Torpedo-Avisos auf 2500, die der 150 Mann eines Kreuzers auf 5000 Fr. zu stehen. Aber all diese Summen sind verschwindend gering im

Vergleich zu den Kosten für die Ausrüstung der Schiffe. So kostet eine 10 Zentimeter-Kanone 6200 Fr., eine 27 Zentimeter-Kanone 80 000 Fr. und eine 34 Zentimeter-Kanone 147 000 Fr., wozu allerdings noch die Ausgaben für die Laffetten kommen, deren Preise zwischen 3500 und 60 000 Fr. schwanken. Auch die Kanonenschiffe werden nicht zu Schleißpreisen abgegeben. Ein Schuß aus einer 14 Zentimeter-Kanone kostet bloß 66 Fr., der aus der 27 Zentimeter-Kanone bereits 1350 Fr., der aus einer 34 Zentimeter-Kanone 2500 Fr., der aus einer 37 Zentimeter-Kanone 4270 Fr. und endlich der aus einer 42 Zentimeter-Kanone ein kleines Vermögen: 5010 Fr. Die Torpedos kosteten ehemals bei dem Erfinder Whitehead in Summe 10 000 Fr., sind aber jetzt für 7000, und bei größeren Bestellungen für 5000 Fr. zu haben. Zu guter Letzt erwähnt der „Gil Blas“ noch die Kosten der Heizung. Ein Panzerschiff verbraucht unter gewöhnlichen Umständen etwa 40 Tonnen Kohlen per Tag, was bei einem Durchschnittspreise von 35 Fr. per Tonne eine Tagesausgabe von 1400 Fr. ausmacht. Soll aber das Panzerschiff mit vollem Dampfe fahren, so ist das doppelte, ja dreifache Kohlenkonsum notwendig. —

Literarisches.

—h. Die Mai-Kummer des „Süddeutschen Postillons“ ist am Freitag erschienen. Das doppelteitige Hauptblatt trägt die Unterschrift „Heil Dir, Du Tag des Maien, Du großer Weltentag!“ In starker Bewegung schreitet ein Weib nach links. In der Linken trägt sie einen mächtigen Palmzweig. Mit Posamentenschnur rüst sie die Arbeiter zum Freiheitskampf auf. Von der Arbeit aufsehend wendet sich ein jugendlicher Arbeiter ihr entgegen. Ein einleitender Aufsatz unterrichtet über einzelne Illustrationen früherer Majestblätter. Zeichnungen von Walter Crane, die diesem Zweck gebient haben, sind dem Artikel beigegeben, außerdem eine französische, eine holländische und eine belgische Zeichnung. Die letztere von J. Maus fällt auf. Ein leicht verständlicher Gedanke: Den Göttinnen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit jubeln die Arbeiter, die im Arbeitskostüm mit ihren Werkzeugen ausgerüstet vorüberziehen. Die Zeichnung ist kräftig und sicher, die weiblichen Figuren zeigen eine lebhafteste Bewegung, es geht ein frischer Zug durch das Ganze. Ferner nehmen ein Maiermärchen von Ernst Klar, ein Gedicht „Menschheits-Frühling“ von Franz Held auf den 1. Mai bezug. —

Theater.

—r. Das plattdeutsche Ensemble, welches gegenwärtig im Central-Theater zu Gast ist, trat gestern mit dem Paradesstück des früheren St. Paulianer Variété-Theaters hervor. Die Hellame, daß die „Familie Eggers“ in Hamburg 550 mal aufgeführt sei, läßt ein wenig an Bedeutung ein, wenn man von dem etwa fünfzehnjährigen Alter des „Lebensbildes“ erfährt; immerhin ist aber nicht zu leugnen, daß das Stück vor Zeiten ganz „bannig“ Furore gemacht hat. Dies mag der wirklich prächtigen Zeichnung einiger Hamburger Volkstypen zu danken sein, die von Herrn Schulz und den Damen Frey und Brindmann vorzüglich verportet wurden. Sie bewegen sich hart an der Grenze, wo das Proletariat ins Lumpenproletariat hinübergreift. Der großklüsterne Ewerführer, der nie Arbeit, aber wenigstens „Mischten“ hat, die Fischfrau, deren Ehegatte in Untersuchungshaft sitzt, weil er dem Wibelwort, daß man dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden soll, eine etwas weite Auslegung gegeben; diese Gestalten sind an der Waterkant bekannt und genossen wenigstens früher eine gewisse Volkstheatralität. Zum Unglück läuft neben der ungezungenen Charakterschilderung einfacher Leute eine Art Schauergeschichte im Stile der Kolportageromane. Nach der hier und da noch geehrten Tradition der Vorstadt Bühnen redeten die Darsteller der tragischen Rollen ein so übergeschnapptes Deutsch und brachten das rollende „A“ mit so ingrinniger Betonung hervor, daß die Tragik des Dramas auf das pietätlose Berliner Publikum fast noch erheitender wirkte, als seine prächtige, aber dem Hochdeutschen oft nicht recht verständliche Komik. So kam es denn, daß das Hamburger Ensemble mit seinem zweiten Stücke nicht zum besten abschneidet. —

Musik.

—or— Oper und Konzerte. Mit allen reizvollen Eigenschaften feingebildeten Künstlerthums setzte Herr Jean Cassalle sein Casspiel als „Relusco“ in Meherbeer's „Africanerin“ fort und beendete es unter allgemeinem Beifallsjubel als Mephistopheles in Gounod's „Faust“. — Grausamste Ueberflüssigkeit war das Resultat des Casspiels eines Hrl. Dvorak vom böhmischen Prager Landes-Theater. Sie sang die Margarethe auf der Bühne unseres Opernhauses. Herr Kaval sang den Faust mit allzu weichen Accenten und kolletten Gesangspielereien. Selbst der Faust Gounod's muß noch die Gedankenwucht, die leidenschaftliche Phantasie, sozusagen die Muttersprache der Goethe'schen Gestalt, durchhören lassen. — Von den „letzten“ Konzerten ist der Violinist Marcel Herwegh aus Paris erwähnenswerth, der sich in der Singalademie in Stücken von Schubert, Saint-Saëns, Wagner u. s. w. als mehr zierliches, denn stark leuchtendes Geigertalent zeigte. Sein Ton ist klein, aber weich; seine Technik hübsch entwickelt, aber ohne überzeigenden Glanz; seine Vogenführung von leichter Eleganz, aber ohne das Feuer eines elementaren Ungestüms; sein Vortrag von meist einschmeichelnder Süßigkeit, aber ohne die Kraft einer Persön-

lichkeit, die sich in eigener Bahn bewegt; kurz ein Virtuose vor großer Annuth und keinem Charakter. — Im gleichen Saale ließ Fräulein Rosa Oligla eine der schönsten und zugleich eine aufs unklüsterlichste behandelten Altstimmen hören. Das Organ klang zuweilen wie dunkle, tiefleuchtende Musik und bewegte sich in einem selten ausgedehnten Umfange. Aber alle Schattungen mangelhafter und willkürlicher Tonbildung, alle eigensinnigen Geschmacklosigkeiten freizügiger Bühnenthätigkeit, alle unstatthaften Eitelkeiten eines virtuosen Primadonnenhumus verunkelten das Wohlgefallen an diesem Prädikatmaterial. In zwei Arien aus Bruch's „Achilleus“ und Meyerbeer's „Prophet“ ließ ein zweifellos mächtiges dramatisches Talent die Schwächen der Sängerin wenigstens nicht störend hervortreten; aber der Viedervortrag schwelgte in tomödiantischer Manier, düsterster Vocalisation und zuweilen beleidigend nasalal Tongebung. Das Aussehen einer ungewöhnlichen Persönlichkeit mit bedeutenden Vorzügen und noch stärkeren Mängeln erregte demnach Fr. Oligla in jeder Beziehung. —

Kunst.

— Die Große Berliner Kunstausstellung 1898 ist am Freitag mit der üblichen Feier eröffnet worden. Der Katalog zeigt, daß bis jetzt die Kunstausstellung von deutschen und ausländischen Künstlern mit 1197 Gemälden und 337 Bildwerken besetzt ist. Zeichnungen, Stiche und Radirungen sind durch 43 Aussteller mit 89 Nummern, das in diesem Jahre zugelassene Kunstgewerbe durch 30 Aussteller mit 61 Nummern vertreten. —

Medizinisches.

— Ein Messerstück zwölf Jahre im Oberkiefer. Ueber einen interessanten und seltenen Fall der operativen Entfernung eines vom Bindehautsack des rechten Auges bis in den Oberkieferknochen eingedrungenen Fremdkörpers berichtet in den „Dr. Behnder'schen klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde“ Dr. Heinrich Zentker. Nach der Untersuchung des Patienten im Januar d. Js. wurde das Vorhandensein eines Fremdkörpers im Oberkiefer konstatiert und erst nach eingehender Befragung über allenfalls erlittene Verletzungen konnte sich der Patient erinnern, daß er vor 12 Jahren einen Messerstich am Auge erlitten hat. Es entstand damals eine oberflächliche Wunde an den Augenbrauen, die er mit kalten Umschlägen behandelte; nach zwei Tagen konnte er schon wieder mit der Arbeit beginnen. In den letzten Jahren nun machte sich eine immer mehr zunehmende Eiterung des Auges und dadurch bedingte Abnahme des Sehvermögens bemerkbar, die den Patienten denn auch veranlaßte, ärztliche Hilfe aufzusuchen. Durch Sondirung und Abziehen des Eides wurde alsbald ein zwei Zentimeter langes, im Knochen stekendes Eisenstück sichtbar, dessen Entfernung mit der Zange jedoch mehrmals vergeblich versucht wurde, so daß die Nothwendigkeit klar wurde, den Knochen theilweise zu entfernen. Der Fremdkörper konnte nunmehr mit der Zange fest gepackt werden, und nach längerer, ziemlich anstrengenden Versuchen, wobei er erst durch andauerndes Mütteln nach rechts und links gelodert werden mußte, kam ein 5,2 Zentimeter langes, 2 Zentimeter breites und am Rücken 2 Millimeter starkes Messerstück zum Vorschein, dessen Rückseite starken Rostanatz zeigte. Nach nur fünfwöchigem Aufenthalt in der Anstalt konnte der Patient mit reizlosem Auge und normalem Sehvermögen wieder entlassen werden. Auffallend ist hierbei, daß der Patient während dieser zwölf Jahre nie eine Wahrnehmung von dem Vorhandensein eines solchen ungewöhnlich großen Eisenstückes machte. —

Aus dem Thierreiche.

— Eine neue Fledermausart. Das Pariser naturhistorische Museum hat, wie der „Magdeb. Btg.“ geschrieben wird, unlängst ein Exemplar einer neuen Fledermausart zum Geschenk erhalten, die der französische Forschungsreisende und Kolonialarzt Dr. Macleod auf der Insel Ronaky in Französisch-Guinea entdeckt hat. Professor de Buisson hat das neue Thier zuerst wissenschaftlich untersucht und ihm zu Ehren des Entdeckers und zum Unterschied von dem *Rhinolophus luctus* Indiens den Namen *Rhinolophus Macleodi* gegeben. Noch kein Forscher hat bisher ein Exemplar dieser Fledermausgattung nach Europa gebracht. Dasjenige im Museum ist in Spiritus gefest und ein Weibchen, das beim Säugen seiner Jungen erbeutet wurde. Das Hauptmerkmal, wodurch sich die neue Fledermaus von ihren Verwandten unterscheidet, besteht in einer absonderlichen Bildung der Nase und in übermäßig großen, zu ihrem Körper in gar keinem Verhältniß stehenden Ohren. Das Thier mißt 96 Millimeter, die Ohren sind allein 44 Millimeter lang. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Die Empfindlichkeit des Ahorns gegen Schläge. In der Naturforscher-Gesellschaft der russischen Universität Charow hat W. Talieff eine merkwürdige Eigenschaft einer unserer gewöhnlichsten Ahornarten, des *Acer platanoides*, besprochen. Dieser schöne Baum zeigt eine große Empfindlichkeit gegen heftige Berührung. Wenn man einen blühenden Zweig kräftig schlägt, so neigen sich die Blüthenstiele sofort herab und zwar in der Richtung nach der getroffenen Stelle. Befindet sich bereits junges Laub an den Zweigen, so bewegen sich auch die Blätter in derselben Weise. Es läßt sich beobachten, daß die Blätter mit ihren Flächen sämmtlich die gleiche Stellung einnehmen, nämlich diejenige, in der die Blattflächen von dem getroffenen Punkte den geringsten Abstand haben. Die Bewegung erfolgt dadurch, daß sich die Blüthenstengel bezw. die

Blattstiele heugen und daß sich die Blattfläche durch eine Drehung der Stiele in ihrer Lage verändert. Der russische Pflanzenforscher erklärt dieses Senken der Blüthen und Blätter durch die Annahme, daß die Steigekraft des Saftes in der dem Schläge zugewandten Seite erschläft. Diese Erklärung wird wahrscheinlich das Richtige treffen. Die Empfindlichkeit ist nach dem Alter und der Individualität des Baumes verschieden. Wenn man einen Zweig mehrmals hinter einander an verschiedenen Punkten schlägt, so kann man die Lage der Blätter sich rasch verändern sehen, jedoch tritt diese Wirkung allmählig immer langsamer ein. Nach einiger Zeit zeigt dann der Ast wieder sein gewöhnliches Aussehen. Der Ahorn ist sogar so empfindlich, daß auch ein starker Regen dieselbe Wirkung hervorbringen kann wie ein Schlag. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß der Ahorn diese Eigenschaft noch mit einer größeren Anzahl anderer Pflanzen theilt, sicher festgestellt ist dieselbe nämlich auch bei den Blumenblättern des Schöllkrautes (*Chelidonium majus*). —

Meteorologisches.

— Neues über den Regenbogen. Aus Wien wird berichtet: Direktor der meteorologischen Zentralanstalt Professor J. M. Pernter hat beobachtet, daß die Bildung des Regenbogens sowie dessen Farbenfolge und die Lage und Breite derselben einzig von der Größe der Regentropfen bedingt ist. Ein Regenbogen entsteht, wenn die Sonnenstrahlen in die Regentropfen eindringen und nach ein- oder mehrmaliger Reflexion wieder austreten. Hierbei werden die Sonnenstrahlen gebrochen und in Farben zerlegt. Diese Reflexion erfolgt nicht nur zweimal, wie es den Anschein hat, weil wir nur zwei, den Haupt- und den Nebenregenbogen, sehen, sondern auch zwanzigmal und es bestehen auch eben so viele Regenbogen; wir können sie nur nicht wahrnehmen theils wegen der Schwächung des Lichts, theils wegen der Blendung durch die Sonne. Im Experimentirsaale hingegen gelang es, auch noch den neunzehnten Regenbogen zu erkennen. —

Humoristisches.

— Schwer zu sagen. Hannes: „Da hat mir Einer gerathen, ich soll für mein Gliederreißen Bachholderthee trinken, ein Anderer, daß ich mich mit Dachs fett einreiben soll. Vier Wochen sind schon 'rum und noch nicht ist's besser! . . . Jetzt weiß ich nicht, hat mir der Thee nichts geholfen oder 's Dachs fett?“ —

— Dilemma. Bräutigam (dessen Verlobte Klavier spielt): „Jetzt weiß ich wahrhaftig nicht, was ich machen soll! Wo 'st ihre Spiel, dann spielt sie mir sicher noch etwas vor, und sag' ich gar nichts, dann — spielt sie erst recht!“ — („Flieg. Bl.“)

— Bequemer Ausweg. Polizei-Inspektor (zu einem Detektiv): „Nun, haben Sie den Mörder?“

Detektiv: „Bis jetzt noch nicht. Aber wir haben dem Kerl einen so fürchterlichen Schreck eingejagt, daß er völlig von der Bildfläche verschwunden ist!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Lünern bei Dortmund erschöß ein Gutsbesitzer seinen Knecht, mit dem er des Essens wegen in Streit gerathen war. —

— Bei einer Lanzenübung entfiel einem Husaren auf dem Exerzierplatz in Strieß bei Danzig die Lanze so, daß die Spitze nach oben kam. Das Pferd ging vorwärts, und die Lanzen spitze durchbohrte dem Soldaten das Herz, sodaß er auf der Stelle todt war. —

— In Kall bei Köln ergoß sich der Inhalt einer explosivirenden Benzinflasche über die Kleider einer Kaufmannsfray und eines Dienstmädchens. Letzteres lief in den brennenden Kleidern auf die Straße und brach dort zusammen. Es ist seinen Verletzungen erlegen. Die Frau wurde leicht verletzt. —

— In Hochteln (Pfalz) stieß ein Lehrlinge bei einem Streit einem anderen ein glühendes Eisen in den Leib. —

— In Roth bei Karlsruhe wurde ein Ehepar, das während eines Gewitters am Fenster stand, vom Blitze erschlagen. —

— Die bayerischen Behörden sollen die Recherchen über Theilnehmer an früheren Haberfeldtreiben fortsetzen. Die Bevölkerung lebt in großer Unruhe. Einzelne Einwohner wurden bereits, da sie eine Verhaftung befürchteten, flüchtig. —

— Bei einer Hochzeitsfeier in Mez fiel die Braut auf dem Standesamt in Ohnmacht, weil sie zu stark geschnürt war. Dem konnte abgeholfen werden, und man zog in die Kirche. Hier fiel nun der Bräutigam in Ohnmacht, weil — seine Stiefel zu eng waren und ihn fürchterlich drückten. —

— Ein 19jähriger Uhrmacher in Müllhausen i. E. versuchte seine Geliebte aus Eifersucht durch einen Revolverhieb zu tödten und erschöß sich darauf selbst. Das Mädchen liegt hoffnungslos darnieder. —

— Im katholischen Ländchen Obwalden (Schweiz) wurde ein junger Chemann mit 60 Frank's Buße bestraft, weil er drei Monate nach der Verehelichung Vater wurde! Das „Vergehen“ war nicht einmal im Halbkontönlein Obwalden, sondern im Kanton Luzern begangen worden. —

— In Simferopol fing die Polizei eine Diebesbande ein, deren Führer ein ehemaliger Polizei-Offizier war. —